

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 32

Artikel: Vorhang runter! [Fortsetzung]

Autor: Stefani, Ole

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645658>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Copyright by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

14

Er sprach weiter — endlos, schien es Loni. Und sie begriff aus seinen Worten, daß die Ringbrüder auf irgend eine Art Respekt vor Erlacher zu haben schienen. Es waren wohl nicht nur sein Geld und die paar Handgriffe, mit denen er sich an der Herstellung ihrer Werkzeuge beteiligte — er „gefiel ihnen halt“. Seine in diesen Kreisen ungewöhnliche Persönlichkeit hatte eine Art Einfluß auf die Brüder — Gott weiß, was sie sich von ihm versprachen.

„Nur“ — der Bayer zögerte — „des is scho wahr — mit der Arie, da is a Schraub'n bei ihm los. Ham Sie des von Hohenfelde g'hört?“

Loni wußte von nichts. Und noch leiser — mit einem vorsichtigen Blick auf den Spieler, erzählte ihr der Bayer: wie Erlacher in der Zeitung von der bevorstehenden Aufführung des Michael Koroffski in Hohenfelde gelesen hatte und wie er am Nachmittag dieses Tages plötzlich unter Mitnahme einer Stahlshere verschwunden sei. Am nächsten Morgen sei er dann todmüde und quietschvergnügt wieder in seinem Schlupfwinkel erschienen. Und die Ringbrüder hatten sich aus den Zeitungsnachrichten und aus seinen eigenen Andeutungen zusammengereimt, daß es ihm gelungen sei, sich irgendwie Zutritt auf die Bühne zu verschaffen. Im Trubel des Umbaus zum zweiten Akt muß er dann in den Verschlag des Vorhangziehers geschlüpft sein, der gerade auf der Bühne beschäftigt war. Und da habe er eben das Drahtseil durchschnitten.

„Aber es wird g'wiß besser mit ihm, Fräulein!“ meinte der Bayer gutmütig, als er Lonis verstörtes Gesicht sah. „Ganz beruhigt können S' sein, er fühlt sich ganz wohl!“

Sie blickten beide wieder auf den Mann am Klavier — und da fiel Loni etwas ein: „Ein Schmuckstück hat er Ihnen gegeben, sagten Sie? — Wohl den alten Smaragdring? ... Was haben Sie damit gemacht? Ihnen Sie überhaupt, was der wert ist?“

„Einen Smaragdring —?“ fragte der Bayer verwundert. „Nein — davon weiß ich nix. Eine Krawattennadel hat er uns geben — mit einer Perle ... a schönes Stück, Fräulein!“

„Aber wo ist der Ring?“ fragte Loni halblaut. Der Bayer zuckte die Achseln.

In diesem Augenblick war Erlacher wieder an die Stelle gekommen, wo die Arie einzischen sollte. Es war, als ob seine Finger auf einmal in die Luft griffen. Er ließ verzweifelt die Hände sinken und legte stöhnend seinen Kopf auf die Tasten.

Loni ging zu ihm hin und streichelte seine Haare. Aber ehe sie etwas sagen konnte, war ihr, als hörte sie ein Knacken hinter der Eingangstür. Sie hielt erschreckt inne. Der Bayer hatte sich spähend aufgerichtet. Trotz der Dunkelheit sah sie, daß sich Erlachers Gesicht wie in einem Krampf zusammenzog.

Sein Blick irrte von ihr zur Tür. „Was heißt das?“ flüsterte er drohend.

Und dann wiederholte sich das Knacken. Jemand stand draußen im Gang.

Ehe sich Loni noch hätte besinnen können, war Erlacher mit einem einzigen Satz von ihrer Seite zur Tür gesprungen und hatte sie aufgerissen. Der Revolver blinckte in dem ungewissen Licht, der Bayer stieß einen mahnenden Ruf aus — aber er klang schon mit dem Schuß zusammen, den Erlacher blindlings in den Gang abfeuerte.

Draußen ertönte ein Aufschrei. Dann polterte etwas zu Boden.

„Rudolf —!“ schrie Loni mit angstvoll geweiteten Augen.

Erlacher wandte sich, schien zu taumeln, raste durch die Stube und setzte mit einem gewaltigen Sprung aus dem Fenster.

Der Bayer stob ihm in wilder Karriere nach. Jenseits des Bauplatzes verklangen ihre Schritte auf der Straße.

Ein Schwindel überkam Loni. Sie hielt sich zitternd am Stuhl fest, furchtsam zum dunklen Korridor spähend. Aus der Schankstube schlurfte es näher, die Tür zum Gang öffnete sich und eine freischende Altweiberstimme ertönte:

„Um Totteswillen — wat is'n da los? Wer schießt denn da?“

Ein leises Stöhnen kam vom Boden.

Im nächsten Augenblick stand Loni und die Wirtin über die blutende Gestalt gebeugt.

Es war Daishy Joice.

19.

„Einen Arzt!“ schrie Loni entsetzt und taumelte in die Stube zurück. Dort schraf sie von neuem zusammen.

Am dunklen Fenster war eine Gestalt aufgetaucht. „Hierher!“ zischte jemand. Sie lief mechanisch zum Fenster. Sie fühlte sich am Arm gepackt, durchs Fenster gehoben und über den niedrigen Borgarten getragen. Und erst als sie schon über die Straße liefen und in einiger Entfernung die Lichter eines wartenden Wagens auftauchten, wurde sie sich darüber klar, daß es Froggy war, der sie sanft und energisch zum Auto zerrte.

„Der Wagen, mit dem ich hergekommen bin!“ flüsterte er ihr atemlos vom Laufen zu. „Fahren Sie bitte nach Haus — legen Sie sich hin! Ich gehe sehen nach Miss Joice!“

Halb bewußtlos sank sie in die Lederkissen und der Wagen rumpelte mit ihr davon. —

Froggy ging rasch zum Haus zurück. In der Schankstube brannte Licht. Er trat ein.

Er sah Daishy Joice in einem klappigen Sessel sitzen. Sie hielt ein blutgerötetes Taschentuch an den Hals gepreßt, die fette Wirtin reichte ihr gerade einen nassen Leinwandlappen hin.

Die Alte schielte Froggy von der Seite her an. Rummerte sich dann nicht mehr um ihn.

Er blieb breit im Zimmer stehn, die wulstigen Lippen erwartungsvoll vorgeschoben.

Daishy Joice saß bleich und zusammengefauert, aber ihre Augen blickten kühl und abweisend auf den Neger.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte er erregt.
Sie antwortete nicht, gab der Wirtin mit Schulter und Kinn einen ungeduldigen Wink, die richtete sich ächzend auf und schrie Froggn an: „Wat wollen Sie denn? — Hier ist kein Zirkus! — Dehn Sie man weiter, hier is nischt los, die Dame is ausjerutscht — wat lieken Sie denn?“

Froggn atmete erleichtert auf — seine Lippen zogen sich zurück.

„Soll ic 'n Taxi bestellen, inä' Frau?“ fragte die Wirtin.

„Nein.“

Froggn ging bedächtig zum Schanktisch. „Kann ich haben zum Trinken?“

Die Wirtin bediente ihn mürrisch.

Von Daishy Joyce kam kein Laut.

Ein unbehagliches Schweigen lag über dem schlecht beleuchteten Raum.

Dann erhob sich Daishy Joyce — gerade und ruhig und ohne zu schwanken. Das Tuch um den Hals gefüllungen, ging sie mit straffen Schritten zur Tür, die die Wirtin eilig öffnete.

„Danke — danke scheen, inä' Frau!“ Die Wirtin kniffte mit den fetten Händen den Geldschein zusammen, den Daishy Joyce ihr zugestellt hatte.

Froggn glotzte nachdenklich auf die Tür, die sich hinter der Amerikanerin geschlossen hatte. Er griff in seine Westentasche und legte beiläufig einen Zehnmarksschein auf den Schanktisch.

Die Wirtin scherte ächzend an dem Sessel herum, auf dem Daishy Joyce gesessen hatte, und schielte mürrisch auf die Banknote.

Froggn ging mit seinen lautlosen, watschelnden Schritten zu einem Regal, nahm eine Zeitung herunter, blätterte und fragte in die Zeitung hinein: „Die beiden Herren — sie kommen oft hierher?“

„Welche beiden Herren?“ fragte die Wirtin böse.

Er beobachtete sie, wie sie an der schmierigen Lampe, die in der Mitte von der Decke herabhing, herumwischte.

„Die beiden, die im Hinterzimmer waren!“ sagte er grinsend.

„Wieviel soll ich Ihnen rausjeben?“ fragte die Alte, zum Schanktisch schlurfend.

„Hier noch eine Mark für den Rognak!“ sagte Froggn liebenswürdig. „Die zehn Mark können Sie behalten!“

Sie starrte ihn stumpfsinnig über den Tisch hinüber an.

„Sie kennen gut die Herren, ja?“ Er grinste sie vertraulich an.

„Ich weiss nischt von Herren, die heute hier waren!“ sagte sie breit, einen schmutzigen Zeigefinger erhebend. „— Merken Se sich det!“

„Aber ich habe sie doch selbst gesehen!“ redete er ihr gutmütig zu. „Wissen Sie, wo sie wohnen?“

Die Wirtin sagte kein Wort, sie fegte mit einem kurzen Besen den Geldschein vom Schanktisch und wandte sich den Flaschen auf dem Regal hinter ihr zu. Der Neger hob melancholisch den Geldschein auf. Er hielt ihn noch in der Hand, als sich die Tür öffnete und ein paar Männer eintraten. Große, derbgebaute Kerle in Arbeiterkleidung. Sie musterten ihn schweigend und setzten sich auf eine Bank.

Froggn blieb an der Theke stehen und lutschte an seinem Rognakglas. Die Wirtin ging zu den Arbeitern und flüsterte eine Weile mit ihnen. Worauf sie Froggn finster anstarrten.

Er seufzte. Da war nichts zu machen. Er sagte laut: „Gute Nacht!“

Niemand antwortete. Er ging langsam hinaus und als er die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, hörte er ein mehrstimmiges, drohendes und spöttisches Gelächter aus der Wirtsstube.

Er lief eine Weile durch die Straßen und murmelte vor sich hin. Nach einer Viertelstunde sah er auf. Er stand vor einer Haltestelle der Untergrundbahn. Er setzte sich in einen Zug nach dem Zoo und ging zum Steinplatz. Der Portier der Pension Hörmann betrachtete ihn von oben bis unten.

„Ich will sehen, ob Fräulein Joyce noch zu sprechen ist!“ brummte er unfreundlich. „Sie können sich ja solange hinsetzen!“ Froggn nahm auf einem der Stühle in der Halle Platz. Der Stuhl knackte unter seinem Gewicht. Artig hielt er seinen Hut auf den Knien. Der Portier zog sich in seine Loge zurück, ohne Froggn aus den Augen zu lassen, und hob den Hörer des Haustelephones ab.

Froggn wartete geduldig. Iemand kam die Haustreppe herab. Ein breitschultriger Herr, der mit Froggn abgewandtem Gesicht den Portier grüßte und das Haus verließ. Froggn blickte ihm, aufmerksam geworden, nach. Die breiten Schultern, der etwas schleppende Gang, die Art, den Hut im Nacken zu tragen — er fühlte sich erinnert. Wußte nicht, an wen. Er suchte angestrengt in seinen Gedanken.

„Bedaure —!“ sagte der Portier aus der Tür seiner Loge. „Fräulein Joyce ist heute nicht mehr zu sprechen. Sie hat sich schon zur Ruhe gegeben!“

„Aber ich wollte mich nur erkundigen —!“

Der Portier gab keine Antwort, öffnete stumm die Tür. Amerisch schob sich Froggn hinaus.

In der milden Abendluft blieb er einen Augenblick stehen. „Ah —!“ sagte er plötzlich vor sich hin. Er war noch auf den Stufen. Der Portier sah ihm misstrauisch nach und ließ die Tür mit dumpfem Knall zufallen.

Froggn war nämlich eingefallen, was er eben noch vergeblich gefuchtet hatte; der Mann, der eben aus der Pension Hörmann gekommen war, war kein anderer gewesen, als jener aufdringliche Fremde aus dem Garderobengang des Theaters in Bärnburg.

Froggn gab sich einen Ruck und spähte umher. Er lief bis zur Hardenbergstraße und blickte sich nach jeder Richtung um. Aber er sah den Mann nicht mehr. Aufs Geratewohl rannte er nach rechts weiter. Die Leute sahen dem uns förmig dicken, eilig laufenden Neger erstaunt nach.

Nicht so erstaunt war der breitschultrige Mann, der sich aus dem Torweg löste, nachdem Froggn an ihm vorbeigelaufen war. Er grinste hinter ihm her. „Wir sprechen uns noch, Ossian W. Mahonen!“ sagte er leise.

Auf der anderen Straßenseite schimmerte blau von einer Hauswand ein Briefkasten.

Er ging bedächtig hinüber, öffnete den Spalt und ließ einen Brief in das Innere gleiten. Die Klappe fiel schlegend zu — und das schien Herrn Lorenz großen Spaß zu machen. Er klopfte mit dem Fingerknöchel an den Kasten und lächerte vor sich hin.

20.

„Ein Fluß in Alaska mit sieben Buchstaben!“ sagte Peter wütend und riß den ersten Band des Brodhaus aus dem Regal. „Alabaster, Marich — Alaska!“ Da ging die Haustür.

Der Lexikon flog klatschend auf den Boden und Peter stürzte zur Treppe. „Loni!“

Sie rannte mit rotem Kopf die Stufen hinauf.

Er packte sie ohne weiteres an den Armen und zog sie in das Zimmer. „Ich war in großer Sorge um Sie! — Wo haben Sie bloß gesteckt, Loni?“

„Ah —“, sagte sie bloß. Es konnte ebensogut Schluchzen sein wie Lachen.

„Nichts ach!“ Er klopfte sie vor Verwirrung immerfort auf den Oberarm. „Wo waren Sie?“

„Wollen Sie mich verhauen?“ Sie brachte sich in Sicherheit.

„Bei Gott — das möchte ich jetzt tun!“ brüllte er begeistert. „Menschenkind, was war das für ein Kerl — neben Ihnen im Wagen?“

„Ein sehr netter Kerl!“ sagte sie, lachte, warf nervös ihre Tuchmütze auf einen Stuhl, sah Peter von unten hin-auf strahlend an, sah wieder scheu weg, kniff die Lippen zusammen und wollte losheulen. „Oh, denken Sie bloß! denken Sie bloß: ich habe —“ Sie wurde ganz steif. Ihr war etwas eingefallen.

„Na —?“ drängte Peter.

„Nichts!“

„Wie?“

„Nichts!“ sagte sie — erstarben.

„Nichts —?“ fragte er maßlos erstaunt. Er starrte sie an — die ängstlich gefaltete, kindliche Stirn. Da begriff er. — „Ah so ... Sie wollen — oder Sie sollen nicht erzählen?“

„Ja —“, hauchte sie unbedacht.

Peter sah sie triumphierend an.

„Und wie geht es ihm?“

„Wem?“ fragte sie erschrocken.

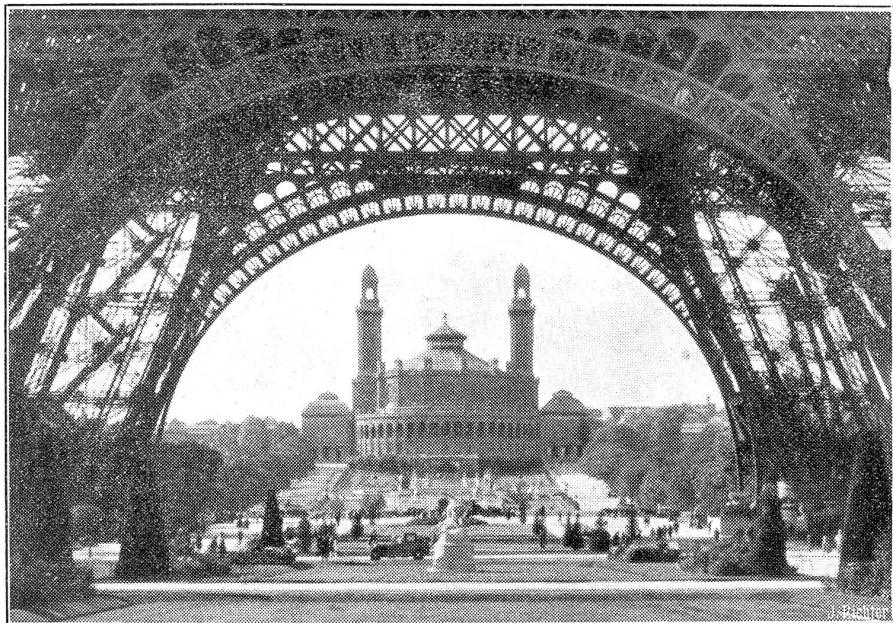
„Ihrem Bruder?“

Es half nichts, sie mußte erzählen. Er gab sein Ehrenwort zu schweigen. Sie konnte das Geheimnis nicht bei sich behalten — und sie hatte niemanden außer Peter, dem sie vertraute. Sie sprach und die Tränen kullerten über ihre runden Wangen bis in die Mundwinkel.

Peter hörte erregt zu, aber er sah sie dabei auch an. Und nahm auf einmal sein Taschentuch und tupfte auf ihr nasses Gesichtchen. Das verwirrte sie beide.

Aber dann wurde sie wieder ernst und erzählte weiter. Peter fragte wenig. Er wurde immer nachdenklicher und am Schluß ihrer Erzählung hatte er die Augen gesenkt und zählte die Ornamente auf dem Teppich. Dabei dachte er: „Was stimmt da nicht? — Was ist wahr an Rudolf Erachers Beichte? — Was ist Wahnsvorstellung? Warum ist er bloß ins Schloß hinüber geslettert?“

(Fortsetzung folgt.)



Der Trocadero in Paris wird abgerissen.

Blick durch die Pfeiler des Eiffelturms auf den Trocadero in Paris. Der im orientalischen Stil zur Ausstellung 1878 ausgeführte Bau wird als eines der Wahrzeichen von Paris betrachtet. Er enthält ein Theater, ein Museum und ein Aquarium. Wie gemeldet wird, soll der Trocadero nunmehr verschwinden, um einem modernen Bauwerk für die Ausstellung im Jahre 1937 Platz zu machen.

Die erste der Aufschubresolutionen setzt fest, daß ein fünfter Schiedsrichter den bisherigen vier zugesellt werde. Das abgebrochene Schiedsverfahren wird also neu aufgenommen, und die ungerade Zahl der Richter wird diesmal garantieren, daß es eine Minderheit und eine Mehrheit gebe, nicht zwei gleichstarke Parteien. Damit ist ein Fortschritt gewonnen. Die Frage Val-Val jedoch wird nur in Bezug auf den Kampf und die Schuld an diesem Zusammenstoß behandelt werden dürfen. Somit erhält Italien, was es gewollt. Es bedurfte der geschickten Hand Lavals, zwischen den Gegenseitzen durchzusegeln, Italien Zugeständnisse zu machen und den Engländern und Abessiniern trotzdem entgegenzukommen.

Die zweite Resolution hat Italien mit Nein beantwortet. Sie bestimmt einen erneuten Zusammentreff des Rates auf den 4. September, um das Problem Italien-Abessinien in seiner Gesamtheit zu behandeln. Das Datum Anfang September hat große Bedeutung. Es trifft ungefähr zusammen mit dem Ende der Regenzeit oder liegt diesem Ende wenigstens sehr nahe; mit dem Aufhören des Regens, so hat es geheißen, wollen die italienischen Armeen marschieren, wenigstens teilweise. Also haben sie gleichzeitig mit ihrem Losbruch auch schon ein Forum gegen sich, das sogleich den Angreifer zu verdammen bereit sein wird. Ohne Zweifel liegt in der Festsetzung des Datums wie im Beschuß überhaupt jener Erfolg, der vor allem England dient. Die Frage wird in das Licht des vollen Ernstes gerückt und erfährt die deutlichste Um描绘: Meine Herren Italiener, wollt ihr nun marschieren, oder wollt ihr, daß sich der Völkerbundsrat mit seiner Aufgabe, der Schlichtung dieses Konfliktes, beschäftige. Italien müßte also, wenn es nach gefaßtem Plan seine Operationen beginnen wollte, mit der konsequentesten Rücksichtslosigkeit den Völkerbund desavouieren. Dies ist es, was England Mussolini so schwer als möglich machen will.

Inzwischen hat man vernommen, daß die italienischen Pläne zunächst ein Vorrücken der Nordarmeen nach Gondar und Adwa vorsehen. Und zwar sollen die Operationen der motorisierten Batterien ... man höre... einen einzigen Tag beanspruchen. Aufbruch früh morgens, am Abend mit rasenden Kolonnen schon über der Provinz

Welt-Wochenschau.

Genfer Aufschub.

Die in Genf getroffenen Entscheidungen hätten ebenso gut von den Vertretern der drei beteiligten Großmächte allein herbeigeführt werden können, ohne daß die Vertreter sämtlicher Nationen des Völkerbundes ihren Segen dazu gegeben. Den Matel, der sonst den Abmachungen unter Großmächten anhaftet, finden wir jedenfalls auch an diesen Beschlüssen: Sie verpflichten letzten Endes zu nichts als zur vorläufigen Zurückhaltung, sie sichern den Frieden nicht. Höchstens, daß einwenig mehr moralisches Gewicht auf ihnen liegt, da doch der ganze Rat einstimmig, Italien ausgenommen, beide Resolutionen gutgeheißen. Aber dieses moralische Gewicht ist gering. Zu sehr hat sich der Völkerbund in der Vergangenheit blamiert. Zu bekannt sind seine Versager im Falle Shanghai und der Mandchurei. Und vor allem in Italien wird dafür gesorgt, daß diese Versager nicht vergeiesen werden. Es ist nun so, wie es eben ist: Auch vor dem Jahre 1914 verhandelten die Mächte oft und beschworen heraufziehende Gewitter, vermochten aber am Ende doch nicht, einen Kriegsentschlossenen von seinem verhängnisvollen Schritte zurückzuhalten. Immer noch bleibt die Frage, ob den Mächten, nicht dem „Bunde der Völker“, diese Verhütung des Letzten heute besser gelingen werde als dazumal...